

**Zeitschrift:** Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =  
Gazetta militare svizzera

**Band:** 8=28 (1862)

**Heft:** 27

**Artikel:** Erinnerungen eines alten Soldaten aus der Kaiserzeit

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-93284>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Jahreskredits gemacht worden, welche auf dem Inventar für das Jahr 1862 figuriren werden. Leider erfordert die Umänderung und Ausrüstung der 20 Ambulance-Fourgons nach den neuen Vorschriften eine so bedeutende Summe, daß bis 1866 die gewöhnlichen Jahreskredite dafür konsumirt würden. Die Umänderung ist nothwendig, weil sonst bei Anwendung der neuen Dienstvorschriften und Formularen im Falle des Gebrauchs der Ambulance-Fourgons die verderblichsten Verwechslungen und Confusionen entstehen könnten. Es hat deswegen der Oberfeldarzt dringend die Bewilligung eines außerordentlichen Kredites verlangt, und wir werden im Falle sein, diesfalls an die Bundesversammlung gelangen zu müssen. Die zur Umänderung nothwendige Summe beträgt wenigstens Fr. 20,000, und es ist die Bewilligung eines außerordentlichen Kredites um so dringender, als der ordentliche Kredit von 1862 hinweg zur Anschaffung neuer Ambulance-Fourgons oder neuer Bastambulancen (welch' letztere sich beim Truppenzusammenzug als zweckmäßig erwiesen haben), und für Krankentransportwagen verwendet werden sollte. Es können nämlich 20 Fourgons nicht genügen, wenn jeder Brigade ein solcher zugeteilt werden soll, nachdem die Armee, ohne die Artillerie und Kavallerie-Reserve bereits 28 Brigaden zählt.

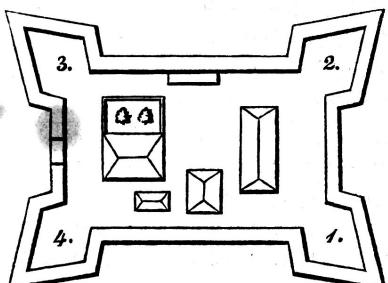
Auch die Vermehrung des Magazin-Spitalvorathes ist nothwendig, da dessen Bestand seit der Ausscheidung des Kasernen-Materials zur Einrichtung der nothwendigen stehenden Spitäler bei weitem nicht genügen würde. Es kann freilich das Kasernen-Material des Bundes und der Kantone als Reserve für die Spitäler gelten; allein es ist nicht zu vergessen, daß man auch in Kriegszeiten die Kasernen als solche wird benützen müssen, und daß man nur im äußersten Nothfall dazu schreiten sollte, das Material der Kasernen zu Spitalzwecken oder die Kasernen als Spitäler zu benützen. (Fortsetzung folgt.)

#### Feuilleton.

#### Erinnerungen eines alten Soldaten aus der Kaiserzeit.

(Fortsetzung.)

Das Fort, dessen Plan hier folgt, war gemauert, ohne Graben, halb zerstört und ohne eigentlichen Wall; es bildete ein Viereck mit Bastionen; wir



gruben uns ein, um uns einigermaßen zu decken; die Pforte wurde verbarricadiert; die ganze Garnison wurde in vier Theile getheilt; alles, was sich nur schleppen konnte, mußte Dienst thun. Ich erhielt den Befehl über die zweite Division und zugleich das Kommando des Bastions und der Courtine Nr. 2. Leider war hier die wundeste Stelle unserer kleinen Festung; die nächsten Häuser der Stadt, auf 60 bis 80 Schritt entfernt, dominirten uns komplet. Unsere Bastion war daher als die gefährdetste am besten mit Artillerie versehen; ich hatte den 24-Pfünder und 2 4-Pfünder nebst 8 Kanonieren. Meine beiden Soldaten trugen mich auf den Wall; eingehüllt in Mantel und Decke lag ich am Boden und ließ mich vom Fieberfrost schütteln; allein ich wollte meine Tapfern selber kommandiren und ermuthigen. Die Portugiesen versuchten gleich am ersten Tag ein paar recht heftige Stürme; wir ließen sie so nahe als möglich heran und gaben ihnen dann eine vollgerüttelte Kartätschlage, die eine gute Zahl an Boden streckte; die andern liefen davon. Ihr Feuer aus den nächsten Häusern, namentlich das der Wallflinten von den verschiedenen Thürmen der Stadt herab, sowie die Geschosse eines kleinen Feldstückes auf einer nahe gelegenen Höhe schadeten uns viel; so verlor ich am ersten Tag schon meine acht Kanoniere und 10 andere Soldaten. Der erste Verwundete war mein armer Garnier — ein wackerer und braver Soldat, der mich in meiner Krankheit sorgfältig gepflegt hatte. Ich hatte befohlen mit Kartätschen die feindlichen Schüßen von den Dächern der Häuser zu vertreiben. Garnier richtete die Kanone, als eine Kugel ihn traf. Er fühlte, daß es eine tödtliche war, so kehrte er sich gegen mich: Leben Sie wohl, Herr Hauptmann — und dann zu den Kameraden gewandt, rief er: „Kameraden, ihr müßt euch wehren bis zum Tod“. Ich gab ihm noch einen Theil meiner Weinportion. Wenige Stunden später war er todt.

Folgenden Tags verstärkte sich der Feind; ganze Kompanien bewaffneter Mönche kamen an; rings um das Fort zogen sie ihre Posten und begannen ein immerwährendes Feuer auf uns, das uns viele Leute kostete. Ich selbst wurde an diesem Tag leicht verwundet. Im ausspringenden Winkel des Bastions war ein steinernes Schilderhäuschen; ich hatte mit einem Brett das Gucloch halb verdeckt und schaute durch die Spalte, um das Feuer zu leiten, als eine Kugel das Brett durchbohrte und mich am Hals stark kontusionirte.\*). Unsere armen Soldaten starben wie die Mücken. Das Lazaretfeuer raste in unserer Mitte; fast alle Aerzte lagen darunter. Die Verwundeten konnten nicht mehr besorgt werden; vom dritten Tag an erhalten wir nur noch Pferdefleisch; der Soldat fachte 1 Pfund Pferdefleisch und 6 Unzen Mehl — das wurde zusammen gekocht und da das Salz fehlte, mit Kanonenpulver gewürzt. Diese

\*) Tags darauf hatte ich die Freude, mich an einem portugiesischen Offizier zu rächen; er näherte sich während der Dämmerung der Bastion, und glaubte nicht bemerkt zu werden. Mein wohl gezielter Schuß streckte ihn jedoch zu Boden.

schändliche Nahrung und das verdorbene Wasser, das wir dazu tranken, vermehrten die Zahl der Kranken. Der portugiesische General ließ uns fast täglich durch Parlamentaire zur Übergabe auffordern, wir weigerten uns, sie anzuhören. Andererseits trachteten wir darnach, dem Marshall Nachricht von unserer entsetzlichen Lage zukommen zu lassen, damit er uns befreie. Alle unsere Soldaten aber, die der Landessprache kundig, sich Nachts aus dem Fort schlichen, um durch zu kommen, wurden erkannt und gefangen.

Dieser Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Wir sahen Gespenstern gleich; unsere Pferde waren aufgezehrt; von meiner Abteilung von 65 Mann, die ich bei Beginn der Belagerung gehabt, waren noch 37 am Leben; im Ganzen konnten noch 142 Mann Dienst thun, 180 hatten wir bereits begraben; unsere armen Teufel starben auf den Wällen und im Dienst vor Not, Hunger, Elend und Fieber. Der Regen fiel in Strömen; nirgends Hoffnung auf Ersatz. Wir hatten einen Ausfall gemacht, um Lebensmittel zu erlangen, allein wir waren zurückgeworfen worden. Wir trugen uns mit dem Projekt, uns durch zu schlagen, allein kaum 50 Mann hätten die Anstrengungen eines einzigen Marsches ertragen.

Am 25. feierten die Portugiesen ein großes kirchliches Fest; die Priester gingen durch das Lager und entflammt die Soldaten. Überall wilder Lärm; Angriffskolonnen formirten sich in allen Richtungen; ein Parlamentair erscheint — er droht mit einem allgemeinen Sturm — das Elend hat uns nachgiebiger gemacht — einer unserer Offiziere wird zum feindlichen General gesandt. Er kehrt mit dem Antrag einer ehrenvollen Kapitulation zurück; portugiesische Offiziere werden ins Fort gelassen — wir kapitulieren.

Die Bedingungen der Kapitulation waren: Das Privateigenthum der Offiziere und Soldaten verbleibt ihnen — die Garnison wird in einer portugiesischen Festung bewacht bis zur Ausweichslung. Findet diese binnen Jahresfrist nicht statt, so werden wir nach Frankreich zurückgesandt. In keinem Fall dürfen wir den Engländern ausgeliefert werden.

Damit waren wir in den Händen einer Bauernarmee. Bald sollten wir erfahren, was das heißt. Wir hätten uns wahrlich nicht ergeben, hätten wir auch nur einen Schimmer von Hoffnung haben können; der Soldat schaut dem Tode im Kampfe ohne Zucken ins Auge, aber der Hunger, das Elend — das tönt anders, und endlich dachten wir, die gänzliche Unterwerfung Portugals müsse in wenigen Wochen und damit auch unsere Befreiung erfolgen. Wir streckten die Waffen und wurden trotz der Kapitulation bis aufs Hemd ausgeplündert. Man stahl mir meinen Mantelsack, der mein Tagebuch und manches militärisches Croquis enthielt, das ich mit vieler Sorgfalt angefertigt. Ebenso ging meine Uhr flöten und 30 allerliebste Goldstücke, die ich in meinem Leibgurt eingenährt. Meine vortreffliche Doppelpistole, die mir in manchem Kampfe treu gedient, hatte ich in meinem Bastion vergraben, in der Hoffnung, sie dort später wieder hohlen zu können, mein Sä-

bel jedoch mußte ich dem Feinde überlassen. Man gab uns einige Lebensmittel und dann wurden wir nach Lissabon geführt. Noch immer war ich fieberkrank, doch ging es etwas besser. Mein armes Pferd war dem Schicksal nicht entgangen, aufgezehrt zu werden, dagegen war mir mein Maulesel geblieben und durfte ich denselben auch behalten, als man sah, daß ich nicht im Stande war, zu marschiren. Krummenacker, mein zweiter Bursche, der ebenfalls blesser war, konnte mir wenig helfen.

Bevor ich unsere elende Reise nach Lissabon schildere, will ich einen kurzen Rückblick auf unsere Kriegsführung auf der Halbinsel werfen. Was uns in Chaves begegnete, war das gewöhnliche Loos aller Detachemente und Spitäler. Wir waren nur insofern Herren einer Provinz, eines Plazes, als wir im Stande waren sie mit Gewalt zu beherrschen. Der Feind suchte unsere Kraft stückweise zu brechen und verstand den Parteidägerkrieg vortrefflich. Die ganze Nation war nur eine Armee, denn das ganze Land war im Aufstand. Waren wir die Stärkeren, so flüchteten sich die Einwohner mit dem besten, was sie hatten ins Gebirg, das Uebrige vergruben sie. Die Zurückgebliebenen schienen demütig und unterwürfig. In den Quartieren wurden wir gut empfangen; allein wer eine Viertelstunde sich versäumte, nach dem Aufbruch der Kolonne, wurde niedergepebelt. Die Zurückgebliebenen, die Kranken, die Geschöpften wurden in ihren Quartieren oder auf den Hauptstraßen erbarmungslos gemeuchelt. Zur Nache brannten wir von Zeit zu Zeit ganze Dörfer nieder, erschossen oder henkten eine Anzahl Bauern, die uns in die Hände fielen — aber umsonst; die ganze Nation war gegen uns. Die Mönche hatten den Bauern gepredigt, der Mord eines Franzosen helfe das Paradies erlangen; sie hielten die Sache ihrer Priester für Gottes Sache und beim Todesurtheil, das über sie gesetzt wurde, hatten sie keine andere Antwort als: Morir por Dios! Das, was ich am meisten bewunderte an den Spaniern, war ihr Nationalgefühl und ihre Ausbauer. Wenn bei den größten Niederlagen ihrer Armeen wir ihnen von der Notwendigkeit sprachen, sich zu unterwerfen, da fernerer Widerstand nur die gänzliche Verwüstung des Landes herbeiführte, so entgegneten sie kalt — „Geduld, Geduld! Herr, wir werden sehen!“ Sie waren durchdrungen von der Stärke eines zahlreichen Volkes, das von seiner geographischen Lage und von der topographischen Beschaffenheit seines Landes begünstigt sei und seine Unabhängigkeit bewahren wolle. Sie gaben ein großes Beispiel jeder andern Nation; aber um es befolgen zu können, bedarf es eines opferfreudigen Patriotismus, jedes Privatinteresse muß dem allgemeinen Besten weichen!

Mehr als fünfzig Mal haben wir die spanischen Heere geschlagen und zerstreut, allein wenige Wochen nachher standen sie uns von Neuem gegenüber. Man hat die französischen Berichte der Ruhmredigkeit und Uebertreibung beschuldigt und dennoch waren alle unsere Erfolge wahr! Der größte Theil der spanischen Truppen trug das Nationalkostüm, Kapuzinerbraune Weste und Hosen und Mantel; nur wenige

Regimenter trugen eine eigentliche Uniform. Ge-schlagen und verfolgt waren diese Leute ihre Waf-fen weg oder versteckten sie und traten uns als Bauern entgegen. Der König Joseph beschwore die Generäle sein gutes Volk zu schonen; Alles konnte man doch nicht niedermachen. Auf diese Weise konn-ten wir sie nur bekämpfen, wenn sie uns in überle-gener Zahl entgegen zu treten vermochten, dagegen erhielten wir von allen Höhen und aus allen Schluch-teten Flintenschüsse und hatten jede Nacht Allarmi-rungen. Oft machten wir ganze Massen zu Gefan-genen. Allein was sollten wir mit ihnen anfangen? Sie mit schwacher Bedeckung nach Frankreich senden, mittben durch ein aufgestandenes Land hindurch! Wir hätten unnützer Weise unsere Eskorte dem Verderben ausgesetzt. Die endlosen Detachirungen schwächten ohnehin die Armee. Man ließ sie daher mit dem Versprechen, nicht mehr gegen uns zu kämpfen, laufen, und Tags darauf standen sie uns aufs Neue in Waffen gegenüber. Die Folge davon war, daß unsere Soldaten keine Gefangenen mehr machen wollten und mit den Bayonetten niederstachen, was mit den Waffen in den Händen ergrißen würde. Umsonst traten die Offiziere diesem entsetzlichen Ge-mechel entgegen; nur zu oft waren alle Bemühungen erfolglos.

Man hegte den Plan, um das Land zu beherr-schen und diese Schwierigkeiten zu besiegen, überall kleinere Festungen einzurichten, mit Garnisonen, Ma-gazinen und Spitäler zu versehen — durch kleinere mobile Kolonnen die Verbindungen zu unterhalten und allfällige Aufstände zu unterdrücken. Allein die Schwäche der französischen Armee, ihre stets wach-sende Zuchtlosigkeit, ihre schlechte Verwaltung und die Zwistigkeit unter den Generalen einerseits, sowie der feste Entschluß der Spanier, die Hilfe der Eng-länder zu Land und zu Wasser und die Ereignisse in Frankreich und im Norden andererseits, waren die Hauptursachen, die unsere Herrschaft in Spanien unmöglich machten und uns die Resultate so vieler und großer Siege, erkauft mit dem Blute von mehr als 200,000 Soldaten, raubten.

Die französische Armee lebte von den Hülfsmitteln des Landes; ihre Verwaltung, der Geist der Trup-pen und die Schwierigkeiten der Transporte nöthig-ten dazu; allein die schlimmen Folgen dieses Sy-stems blieben auch nicht aus. Heute schwammen wir im Überfluß, aber nicht zufrieden mit dem Genuß, wurde rücksichtslos zerstört und verwüstet. Dann folgten 14 Tage, oft gar ein langer Monat, ohne irgend welche Lebensmittel; mit den größten Entbeh-rungen kämpfend, hatten wir uns noch des Feindes zu erwehren. Der Soldat entfernte sich von der Kolonne, um seine Nahrung zu suchen, er verirrte sich und fehlte, wenn es zum Schlagen kam oder war er da, so war er oft aus Hunger zu schwach, um seine Pflicht thun zu können. Die Disziplin litt nicht wenig darunter, daß die Offiziere ausschließlich vom Raube der Soldaten leben mußten.

Die Kleidung und das Schuhwerk sahen entsetzlich aus; man ließ die Armee 8 bis 10 Monate ohne Sold und ebenso, wie ich gesagt, Wochen und Mo-

nate lang ohne Austheilung von Lebensmittel. Es bedurfte der ganzen Eindigkeit des französischen Sol-daten, all seiner Tapferkeit und seines guten Willens, um 5 Jahre lang einen solch mörderischen Krieg füh-ren zu können.

Was mich betrifft, so habe ich mich im Ganzen gut durchgeschlagen. Wir waren vier Hauptleute in unserm Bataillon, die sich zum gemeinschaftlichen Le-ben assoziiert hatten. Wir besaßen unsere Maulthiere, die die Lebensmittel trugen; in den Tagen des Ue-berflusses sorgten wir, um einen Rest für die bösen Zeiten zu haben. Man gewöhnt sich rasch an die Anstrengungen und an das Leben der Bivouaks. Für mich hatte das freie, sorglose Treiben einen eignen Reiz. Wir waren oft 2 bis 3 Monate ohne Obdach; wir bivouakierten auf frisch geackerten Fel-dern, und erwachten, den halben Leib im Wasser; trotzdem hatten wir gut geschlafen; ein Glas Wein ließ das Glend vergessen und das Feuer trocknete die Kleider. Ich will zwar nicht leugnen, daß es auch Momente gab in welchen ich mich nach einem guten Bett und nach Ruhe sehnte.

(Fortsetzung folgt)

---

In der Schweighäuserischen Verlagsbuchhandlung in Basel ist erschienen und durch alle Buchhandlun-gen zu beziehen:

## Die Lebensmittel in militärischer Beziehung.

Zum Gebrauch  
der Offiziere des eidgenössischen Commissariatsstab.

Bearbeitet von

S. Bieler,  
Stabs-Pfarrarzt in Rolle.

(Besonderer Abdruck aus der Schweiz. Militär-Zeitung.)

Preis broschiert in gedruckten Umschlag Fr. 1. —

---

In der Stämpfli'schen Buchdruckerei, Postgasse Nr. 44 in Bern, sowie in allen Buchhandlungen zu haben:

## Die militärischen Arbeiten im Felde.

Taschenbuch für schweiz. Offiziere aller Waffen.

Von

R. Albert von Muralt,  
gewesener Major im eidgenössischen Geniestab.

Preis Fr. 3.

Dieses Taschenbuch, 16°, mit Zeichnungstafeln, enthält alle passageren Kriegsarbeiten, und giebt die praktische Ausführung derselben in allen Details, in schweiz. Maße und Gewichte. Der rasche Absatz von mehr als der Hälfte der Auflage desselben schon im ersten Jahr seit seinem Erscheinen, ist wohl der beste Beweis seiner Gebiegenheit.